

Die Perspektive.

Predigt zu Jesaja 9,5

Liebe Gemeinde,

die Zeit rast. Immer wieder höre ich das. Es geht immer schneller. Ich weiß nicht, ob das wirklich so ist. Aber eines kann man ja wohl beobachten: Ruhe – das ist nicht das hervorstechendste Merkmal der Tage in denen wir leben. Die ersten Weihnachtsbäume werden auf die Straße geworfen. Sie haben ihre Schuldigkeit getan. Die Kalender für 2020 werden aufgehängt. Die Arbeit geht weiter. Die Termine sind gemacht. Beim Amt, beim Arzt, bei den Kindern. Bald ist Ostern. Hoffentlich schaffen wir das alles.

Der heutige Sonntag macht keine Ausnahme. Im Evangelium werfen wir einen Blick in den Tempel. Da ist Jesus schon zwölf. Gerade vor ein paar Tagen lag er in der Krippe. Der Predigttext zeigt ihn uns mit dreißig. Da steht er in der Synagoge liest von Jesaja über den Messias und verkündet den erstaunten und kopfschüttelnden Glaubensgenossen: Die Zeit ist erfüllt vor Euren Augen. Eben war er noch Kind. Jetzt ist er ein Mann. Es geht mit großen Schritten auf Ostern zu.

Schon immer müssen Menschen das gemerkt haben: Das Leben geht schnell. Zu schnell? *Tempus fugit*, sagten die Lateiner. Die Zeit flieht. Man hat es später gern auf Uhren geschrieben. *Tempus fugit*. „Eins, zwei, drei im Sauseschritt eilt die Zeit – und wir eilen mit.“, so sagt es Wilhelm Busch. „Wir gehen dahin und wandern, von einem Jahr zum andern“, lässt uns Paul Gerhard singen. *Unser Wandern* gleicht allerdings oft einem Laufen, Rennen und Schleppen.

Tempus fugit amor manet. So lautet das vollständige lateinische Sprichwort. Vielleicht sollte man *das* auf die Uhren schreiben: Die Zeit flieht, aber die Liebe bleibt.

Ich weiß nicht genau, was die Lateiner unter Liebe verstanden haben, aber wenn ich das in unseren Gottesdienst transportiere, dann würde es vielleicht genau hineinpassen. Alle Jahre wieder Advent, Weihnachten, Silvester, Neujahr, Drei Könige und weiter – aber die Liebe bleibt. Die Liebe, die wir erkennen können in dem Kind in der Krippe, in dem Jungen im Tempel, in dem jungen Mann in der Synagoge. Und doch: Die Liebe verträgt kein Rennen und Hetzen. Da gelingen die Geschenke nicht, da kommt keine Stimmung auf. Liebe kann man nicht in der Geschwindigkeit verwirklichen und nicht nebenbei. Da muss man sich Zeit nehmen.

Vielleicht ist das Alter ein Lehrmeister dafür: Langsam, langsam. Ich muss im Alter manches neu lernen, sagt ein Kollege zu mir. Vielleicht verführt es dazu, sich der Geschwindigkeit, der Flucht der Zeit dem allgemeinen Rausch zu entziehen und langsam zu machen.

So etwas muss wohl auch Dietrich Mendt, ehemals Bischof in Sachsen, umgetrieben haben, als er seine kurze Weihnachtserzählung schrieb – die eigentlich eine Neujahrserzählung ist. Deswegen

kann sie einem Gottesdienst wie diesem helfen. Dietrich Mendt hat sich eine kleine Sache angewöhnt, die ich bemerkenswert und auch für mich hilfreich finde: Er behält etwas zurück von Weihnachten. Zum Beispiel aus seinen Krippenfiguren den Engel Heinrich. „Ich will etwas Weihnachtsfreude behalten.“ So *wünscht* er es sich. Und so *tut* er es und *behält* etwas Fassbares. Heinrich steht auf seinem Schreibtisch und bleibt.

Vielleicht ist das eine praktische Anregung für uns alle? Was behalten wir von Weihnachten?

Für diesen Gottesdienst will ich etwas gegen den Sauseschritt der fliehenden Zeit tun. Ich wünsche mir Ruhe und Langsamkeit und will etwas behalten. Schließlich sind die drei Könige aus dem Morgenland noch nicht einmal da gewesen. Die kommen erst morgen. Da ist es doch gut und richtig, billig und heilsam, noch einmal nach dem Kind zu sehen, das da in der Krippe liegt. Und wir setzen bei Jesaja nicht im 61.Kapitel ein, wie es die Ordnung der Predigttexte vorschreibt, sondern verharren im neunten Kapitel: „Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht und über denen, die da wandeln im finstern Lande scheint es hell... Denn uns ist ein Kind geboren...“ Ein Kind ist uns geboren. Damit wir das sehen können, nicht nur vor dem geistigen Auge, habe ich Ihnen eine Karte mitgebracht. Vielleicht kann die bleiben? Wer weiß?



Eine Buchmalerei aus dem 15. Jahrhundert. Mehr als ein halbes Jahrtausend alt.

Klar, auf den ersten Blick sieht man: Alle sind da. Ochs und Esel, Maria, Joseph und das Kind. Wie es sich gehört. Die Hirten sind schon wieder fort und die Könige noch nicht da. – Aber: sie haben die falschen Sachen an: Joseph trägt blau und Maria rot. Also eigentlich müsste ja Maria den blauen Umhang tragen. So kennen wir es, so gehört es sich. Blau steht für Reinheit und Treue. Blau steht für den Himmel und die Verbindung zu Gott, dem Vater. Und schließlich gehören die goldenen Sterne auf einen blauen Grund. Na und Joseph erst: Wieso hat *der* plötzlich den blauen Mantel? Der wird doch eigentlich immer in braun gezeigt? Demütig und un wichtig und unauffällig.

Und dann ist das Kind noch am falschen Ort. Das gehört in die Krippe. Und wenn es jemand herausnimmt, dann ist es die Mama, die Mutter, dann sollte das ja wohl Maria sein. Aber die hat zu tun. Sie liest! Joseph beschäftigt sich mit dem Kind. Elternzeit?

Wir haben es mit einer Darstellung aus dem 15.Jahrhundert zu tun. Da wird es sich nicht um einen Appell zur Gleichberechtigung handeln. Ja, vielleicht, wenn wir es mit schnellem Blick im

Vorübergehen aus unserer heutigen Perspektive streifen: Schön, dass jetzt auch die Weihnachtsgeschichte gegendert wird. Die Kirche ist modern...

Beim Betrachten ist etwas Ruhe und Nachsinnen nötig, sonst zieht die Botschaft vorbei. Vielleicht hat der Maler die Mönche dazu anstiften wollen mit seiner verkehrten Welt: Joseph in Blau mit dem Kind und Maria in Rot mit dem Buch. Macht mal langsam und seht in Ruhe hin, was da Weihnachten geschieht: Von Joseph hätten wir es nicht gedacht, dass er dem Himmel so nahe steht. Und wir hätten es auch nicht gedacht, dass er (zusammen mit dem Esel) sich so lieb um das Kind kümmert. Und nicht nur lieb, sondern interessiert und verantwortungsvoll. Er ist hineingenommen in himmlisches Geschehen. Der, von dem wir Demut in braun erwartet hatten, der ist himmlisch erhöht – und das, obwohl er sitzt. Wahrscheinlich ist das Kind nicht anders zu halten. Langsam entsteht eine andere Perspektive.

Und Maria! Die Sonne, das göttliche Licht, die Ewigkeit umhüllt sie in hellem Gelb. Nicht locker und fließend, sondern eng wie ein Sportdress oder eine Arbeitsjacke. Das ist die Kleidung, die ihr ganz nahe ist. Körperlich nahe. Was für ein Bild für Mutter Maria. In Arbeitssachen gewissermaßen. Die Mutter in Arbeitssachen des Lichts, der Ewigkeit. Da entsteht eine andere Perspektive.

Das einzige, was fließt ist das riesige rote Tuch. Rot steht in der Ikonographie – und also vermutlich auch für diesen Maler – für das Blut und das Opfer, aber auch für das Feuer und für die Liebe. Das Rot verbindet alle drei. Die Liebe und das Leid. Das was ist zwischen den dreien in der kleinen Familie und das was da alles noch auf sie zukommen wird. Joseph hat sogar seine Füße darauf gelegt. So entsteht langsam eine andere Perspektive.

Und am Ende: Völlig außer der Ordnung: Maria liest. Maria. Die Frau. Sie lässt sich nichts vormachen. Sie liest selbst. Im 15. Jahrhundert. Was soll das? Verkehrte Welt. Wenn wir es aushalten, entsteht langsam eine neue Perspektive.

Und, liebe Gemeinde, genau das ist Weihnachten geschehen und soll und darf und will festgehalten werden! Es entsteht in der Betrachtung des Kindes eine neue Sicht der Dinge, eine neue Perspektive auf die Welt und auf das Leben. Betrachten kann nur, wer sich einmal herausnimmt aus dem Strom der Zeit, wer das Vergehende beiseite schiebt, wer einen Schritt zu Seite tut und aus der eigenen Wirklichkeit hin sieht zum Stall, zur Krippe, zum Kind. Und das alles mit Ruhe.

Weihnachten ist das Fest der anderen Perspektive. Das Wort wird Fleisch und er wechselt wunderlich. Er wird ein Knecht und ich ein Herr; das mag ein Wechsel sein! Das setzt sich fort: Joseph: Vielleicht haben wir diesen Menschen ganz anders gesehen. Nun haben wir einen anderen Blick: Verbunden mit dem Himmel. Nicht immer nur Maria. Ernsthaft und verantwortungsvoll. Sitzend und ruhig. Er hat eine andere Aufgabe, als wir bisher dachten. Und Maria: Mit ewigem Licht und ganz in Feuer und Schmerz. Und lesend – was immer das bedeuten soll.

Vielleicht kommt es nicht darauf an, alles genau zu verstehen und zu ergründen. Der Friede Gottes ist ja sowieso größer als wir denken und verstehen können. Aber wir können etwas behalten von Weihnachten, von dieser Geschichte, die da geschehen ist in Betlehem und die immer wieder

geschieht in unseren Häusern und Herzen und bis ins hohe Alter. Wir können behalten, dass sich in dem Geschehen die Perspektive ändert.

4

Die Hirten bekamen einen anderen Blick für ihre Wirklichkeit. Sie waren voller Freude und eilten und sagten es weiter. Die Weisen aus dem Morgenland werden ihre Route ändern. Sie kehren nicht auf dem üblichen Weg heim. Es ändert sich der Blick auf die Welt und die Menschen. Das macht Weihnachten aus.

Vielleicht sind wir Christen gerade durch die Weihnachtsgeschichte und mit der Hilfe ihrer Darstellung wie hier aus dem 15. Jahrhundert dazu aufgerufen und geradezu in der Lage, der Spaltung in unserer Welt, in unserer Gesellschaft entgegen zu treten. Wir brauchen nicht in dem zu bleiben, wie es immer war. Egal, wie alt und erfahren wir sind. Es kann uns bremsen, Menschen in Schubladen zu stecken. Was denken wir, wo Joseph hingehört? In die erdfarbene, in die Schublade mit der Aufschrift „Unbedeutend für den Fortgang der Geschichte“? Und wo gehört Maria hin? In den Karton mit der Bezeichnung „Überragend, bedeutsam und himmlisch“? Was wissen wir schon und wie wenig können wir erahnen, wie Gottes andere Perspektive wirklich ist.

Und in welche Schublade klettern wir eigentlich selbst? In welcher Kiste befinden wir uns? Gehören wir dort hinein? Oder können wir es als eine Befreiung verstehen, dass wir in unserer Blase nicht bleiben müssen, weil Gott selbst uns befreit und Rot und Blau und Gelb ganz neu mischt und mischen lässt?

Nach Weihnachten ist Christenplatz der zwischen allen Stühlen. Wir können aus Kisten und Kästen klettern und andere dazu ermutigen. Wir können uns begegnen und Begegnungsorte schaffen zwischen allem, was getrennt ist. Wir sind keiner Politik und schon gar nicht einer Ideologie verpflichtet. Wir könnten Gespräche ermöglichen und die Ordnung der Welt in Frage stellen. Davon geht sie nicht unter. So kann man aus der Weihnachtsgeschichte behalten. Im Gegenteil: Davon wird sie bunter, leuchtender und liebevoller.

Weihnachten können wir mehr und anderes von dem sehen, was um uns her geschieht. Das ist ein großes Geschenk. Es will unsere Tage freud- und friedvoller machen. Nicht ruhiger und bequemer. Und nicht ohne Leid. Das rote Tuch ist nicht umsonst das größte Stück Bild. Aber wir wissen, dass der Stern nicht nur am blauen Himmel ganz oben und weit leuchtet, sondern, dass die vielen Strahlen sich brechen in unserem Leid, in unserer Liebe, in unserem Feuer. Goldene Punkte in einem roten Feld.

Und dann wäre da noch das Grün, auf dem sich alles abspielt. Grün ist das Bild für Frühling, Neuanfang, das Paradies, für die Hoffnung, für das Leben. Alles, was wächst, was neues Leben hervorbringt, das alles ist grün. Und darauf steht und sitzt die kleine Familie. Darauf sitzen und stehen und leben und weben auch wir.

Was behalten wir von Weihnachten? Einen Engel Heinrich von den Krippenfiguren? Etwas Weihnachtsfreude? Vielleicht auch einen neuen Blick auf die Welt auf der wir stehen. Und ein

neuer Blick auf die Menschen, mit den wir leben. Ein neuer Blick auf Joseph und Maria, auf Männer und Frauen, auf die Reichen und Armen, auf die Sesshaften und Fliehenden, auf die Bewahrenden und Verändernden...

Ein neuer Blick auf uns selbst in Gelb oder Rot oder Blau? Und die Welt wird grün. Das wäre doch mal was, was man in aller Ruhe behalten kann. Gott sei Dank.

05.01.2020 Melanchthonhaus Jena

© Pfr. Jochen M. Heinecke